

Oftmals enthielten sie auch Hinweise zur Flexion der Wörter (meist mittels Analogiebildung), Unterscheidungen zu ähnlich und gleich klingenden Wörtern (z. B. wird beim Lemma *turbo* unterschieden zwischen *turbo magicus* als „Zauberrad“, während hingegen *turbo composita* „ich störe den Frieden“ bedeutet, 136), Mini-Kontexte zur Semantisierung eines Lemmas (z. B. *tendo in forum* „ich gehe zum Forum“, *tendo iuxta vallum* „ich schlage ein Zelt auf nahe dem Verschanzungswall“, 137) oder Erläuterungen zur spezifischen Bedeutung eines Wortes. Man staunt, welche Parallelen sich zu neueren lernpsychologischen Erkenntnissen zum Vokabellernen schon in den antiken Glossaren finden.

Zur besseren Benutzbarkeit des Buches finden sich an mehreren Stellen Änderungen, die auf moderne Leserinnen und Leser abzielen. Die wichtigste Modifikation besteht darin, dass die antike Darbietung des Lernmaterials – links der lateinische Text, rechts die griechische Übersetzung, jeweils ohne Interpunktion – angepasst wurde. Anstelle der griechischen Übersetzung tritt auf der rechten Seite jeweils eine deutsche Übersetzung, die für eine deutschsprachige Leserschaft diejenige Art von Hilfe bietet, die der griechische Text für antike Leser bereitgestellt hatte. Wer sich einen authentischeren Eindruck der antiken Darbietung verschaffen möchte, findet gegen Ende des Buches Beispiele für lateinische Texte mit griechischer Übersetzung (155-195), z. T. sogar in antiker Präsentation ohne Worttrennung (196-207), sowie über das Buch verteilt (vgl. Abbildungsverzeichnis, 12) fünf Fotografien von Handschriften, an denen u. a. die kolometrische Textpräsentation sichtbar wird.

Marion Schneider hat nicht nur die deutsche Übersetzung der lateinischen Passagen, sondern die des gesamten Buches aus dem Englischen

besorgt. Man merkt der Übersetzung nicht nur die Fach-, Sprach- und Sachkenntnis der Übersetzerin an, sondern auch ihr großes Interesse an der Frage, wie sich die antiken Lernmaterialien und -methoden auch heute noch gewinnbringend einsetzen lassen. In Workshops vermittelt sie wichtige Erkenntnisse des Buches an Fachschaften und Gruppen von Schülerinnen und Schülern.

Eine Übersicht über die bislang bekannten und erschlossenen antiken Texte zum Lateinlernen (208–213), gegliedert nach Papyri und handschriftlicher Überlieferung, sowie ein Literaturverzeichnis (214–217), das im Vergleich zur englischen Originalausgabe des Buches um weitere Titel ergänzt und aktualisiert worden ist, beschließen das ansprechend gestaltete und vorbildlich redigierte Buch, das auch heutigen Lateinlernenden gewinnbringende Lektürestunden bereiten kann und ihnen nicht nur für Infoabende oder *Dies Latini* wichtige Impulse vermitteln möchte.

CHRISTOPHER DIEZ

*Tschögele, Th. (2022): Die Erzählungen des Valerius Maximus, Heidelberg, Universitätsverlag Winter. 502 S., EUR 66,- (ISBN 978-3-8253-4919-6).*

Die vorliegende Arbeit ist „die leicht überarbeitete Fassung“ einer Dissertation, die Thomas Tschögele (T.) bei der Freien Universität Berlin 2021 eingereicht hat und die angenommen wurde. Er möchte damit einen „Beitrag zur Wiederentdeckung eines Werkes“ leisten, das seiner Meinung nach in der Neuzeit ein „unverdientes Schattendasein“ fristet, das aber in der Zeit des Humanismus und der Renaissance sehr geschätzt wurde und zu den meistgelesenen Werken der antiken Literatur gehörte (Vorwort, 5). Den entscheidenden Stimulus zur Auseinandersetzung

mit dem Werk des Valerius Maximus lieferte der Dichter und klassische Philologe Michael von Albrecht, der in seiner bekannten Literaturgeschichte (Geschichte der römischen Literatur. Von Andronicus bis Boethius. Mit Berücksichtigung ihrer Bedeutung für die Neuzeit, Bd. II. Bern/München 1992, 858) als Schlusssatz zum Werk des Valerius Maximus formulierte: „Valerius Maximus bleibt zu entdecken.“

Der Einleitung (11-52) folgen die Abschnitte (I) *Die Anekdoten* (53-219) und (II) *Die Kapitel* (221-352). An die *Schlussbetrachtung. Valerius Maximus und das Potential der Anekdote* (353-366) schließen sich der *Anhang* (367-367) sowie die *Zitierte Literatur* (467-502) an.

In der Einleitung geht T. ausführlich auf die Geschichte des Werkes ein und liefert den aktuellen Stand der Kenntnisse über den Autor und die Datierung der *Facta et dicta*. Wir wissen kaum etwas über sein Leben und seine Herkunft, nur wenige Anekdoten bieten Einblicke in die Vita des Valerius Maximus. In einer Anekdote tritt er als handelnde Person auf (2,6,8) und gibt zu erkennen, dass er mit einem gewissen Sextus Pompeius nach Kleinasien reist (11). Möglicherweise handelt es sich dabei um den gleichnamigen Konsul des Jahres 14 n. Chr. (12). Die Mehrheit der Forscherinnen und Forscher vermutet, dass das Hauptwerk: *Facta et dicta*, eine Exempla-Sammlung, in den „späten Zwanziger- und frühen Dreißigerjahren n. Chr.“ entstanden ist (13). In einem weiteren Abschnitt der Einleitung bietet T. Einblicke in die *Überlieferung und Druckgeschichte* (15-20). Vor allem im 19. und 20. Jahrhundert lag der Schwerpunkt der Forschung zu Valerius Maximus auf der Quellenfrage. Der Autor selbst nennt zehn lateinische und elf griechische Quellenautoren (20/21). Dazu zählen Cicero, Sallust, Livius, Pompeius Trogus und Varro; dies sind allerdings

nicht die einzigen Quellen, „es bleibt also viel Raum für Spekulationen“ (21). Des Weiteren geht T. auf die Intention des Autors sowie auf die *Gestalt des Werks* ein (25-51). Im Laufe der Zeit gingen die Meinungen über Sprache und Stil des Valerius Maximus weit auseinander. In der Zeit der Renaissance fand unser Autor weitgehend Zustimmung, etwa durch Coluccio Salutati, der den Stil lobte (*Maximus Valerius, cuius sepe numero expolitum facundiam sermonisque vim, ornatum et pondus admirari sum solitus*, 26, Quellenangabe in Anm. 58), auch anerkannte Autoren wie Enea Silvio Piccolomini und Joseph Justus Scaliger fanden lobende Worte (26). Demgegenüber attestierten ihm Forscher des 19. und auch noch am Anfang des 20. Jahrhunderts einen „ungenießbaren Stil“ (27). So schreibt Eduard Norden in seinem berühmten Opus: Die antike Kunstprosa vom VI. Jahrhundert bis in die Zeit der Renaissance: „Auf das Widerliche seines Stils, an dem der *tumor* am meisten charakteristisch ist, habe ich keine Lust einzugehen“ (Anm. 66, 27). Am Ende seiner Ausführungen nennt T. Desiderate in der Maximus-Forschung: „Untersuchungen zu Wortstellung und Satzbau, die Anwendung textlinguistischer Ansätze und die systematische Erkundung der mit den diversen grammatischen und rhetorischen Mitteln verfolgten Ausdrucksziele“ (29). Als Hilfe für die Leserinnen und Leser bietet T. eine Übersicht über die Kapitelthemen (30-32). Das Gesamtwerk teilt sich in neun Bücher auf, die aus 91 Kapiteln bestehen (30). T. bezeichnet die Einzelerzählungen als Anekdoten und nicht als Exempla, eine Begriffswahl, die er auf den folgenden Seiten begründet (42-51).

Im ersten *Hauptteil* seines Buches erläutert T. die Zielsetzung seiner Arbeit, nämlich die Erzähltechnik zu untersuchen. Auf die Analyse des Stils hingegen verzichtet er. Wichtig

ist ihm der methodische Zugriff. Er stützt sich auf zwei Ansätze strukturalistischer Prägung. Hauptsächlich greift er dabei auf Erkenntnisse des französischen Linguisten Gérard Genette zurück, der in seinem Beitrag von 1972 seine Ideen vorgestellt hat (G. G., *Discours du récit. Essai de méthode*, in: Ders., *Figures III*, Paris 1972). Er berücksichtigt aber auch die Erzählanalyse nach William Labov und Joshua Waletzky, die im Rahmen der *oral-narrative*-Forschung entwickelt wurde (54). T. erinnert daran, dass lange Zeit Standardwerke wie die von Eberhard Lämmert (*Bauformen des Erzählens*, Stuttgart 1955) und von Franz K. Stanzel (*Theorie des Erzählens*, Göttingen 1979) dominiert haben, dass aber Genettes Narratologie inzwischen in der Germanistik und der deutschsprachigen Literaturwissenschaft rezipiert wurde (53, Anm. 158). Bei seiner Untersuchung hat sich T. für sechs Kapitel entschieden, entsprechend denen des *Discours du récit* von Genette; dabei hat er die Überschriften übernommen (*Ordre*, *Durée*, *Fréquence*); diese drei Aspekte „betreffen die zeitliche Struktur der Anekdoten, d. h. die Beziehungen von ‚Erzählzeit‘ und ‚erzählter Zeit‘“, während *Mode* den Erzählmodus meint, d. h. die Kriterien ‚Distanz‘ und ‚Perspektive‘; demgegenüber ist mit *Voix* die ‚Erzählstimme‘ gemeint (57). Die sechste Analyse wurde nach den Ideen von Labov und Waletzky vorgenommen (57). Hier ist nicht der Ort, um alle Einzelheiten der beiden strukturalistischen Methoden vorzustellen. T. erläutert die Verfahren jeweils am Anfang der Abschnitte. Ein Beispiel möge genügen, um einen kleinen Eindruck des Verfahrens zu erhalten. Im Falle von *Ordre* „geht es um das Verhältnis zwischen der Abfolge der Ereignisse in der Geschichte und ihrer Anordnung in der Erzählung.“ Abweichungen (...) „lassen sich in einer Art Formel sichtbar machen, indem

man die einzelnen Elemente der Erzählung in der Reihenfolge ihres Auftretens mit Buchstaben versieht und ihre zeitliche Reihenfolge in der Geschichte mit Zahlen kennzeichnet. Das Ergebnis kann beispielsweise A4-B5-C3-D2-E1 lauten. Es können aber auch mehrere Elemente auf derselben Zeitstufe stehen (beispielsweise A2-B1-C2-D1-E2- F1-G2-H1-I2)“ (58).

T. greift wie bereits erwähnt auch auf die Erzählungsanalyse (*narrative analysis*) nach Labov/Waletzky zurück und sieht ein gewisses Gegenpotential zu Genettes Kapitel *Ordre* (146). Dabei gibt es einen entscheidenden Unterschied zwischen beiden Ansätzen:

„Hier [gemeint ist der Beitrag von Labov/Waletzky] wie dort wird die Struktur eines erzählenden Texts mit dem Zeitverlauf in der (...) Diegese in Beziehung gesetzt. Die zu untersuchende Textstruktur besteht aber bei Labov und Waletzky im Gegensatz zu Genette nicht aus gedanklichen, sondern aus syntaktischen Einheiten, und auch das Erkenntnisziel ist nicht dasselbe. Bei Genette ist die Beziehung zwischen Erzählung und Geschichte der Gegenstand der Untersuchung, bei Labov und Waletzky wird sie nur verwendet, um die innere Organisation der erzählenden Äußerung selbst zu erhellen“ (146).

Im Anhang findet sich ein *Auswahlcorpus*, bei dem T. einzelne Anekdoten nach Genette aufbereitet hat, und zwar für die Kapitel *Ordre* und *Durée* (367-424), sowie einige Anekdoten, die nach dem Schema von Labov/Waletzky analysiert wurden (425-457). Im Anschluss daran finden die Leserinnen und Leser *Listen der Übergänge* (458-466).

T. hat wichtige Literatur zum Thema herangezogen, das Buch von J. Murray/D. Wardle (Dies. (eds.), *Reading by Example: Valerius Maximus and the Historiography of Exempla*. Brill: Leiden/Boston 2022) konnte er noch nicht berücksichtigen.

Nach Tschögeles Auffassung ist es ihm gelungen, die gegen Valerius Maximus formulierten Vorurteile zu widerlegen (353). T. ist sich sicher, dass die Überlegungen in den letzten beiden Abschnitten seiner Arbeit „auch neue, teils unerwartete Aussagen über die Textgattung Anekdote und deren metamorphotisches Potential“ möglich machen (353). Er glaubt nachgewiesen zu haben, „dass Anekdoten – und zwar auch solche aus ganz verschiedenen historischen Kontexten – durch typologisch passende Zusammenstellung zu größeren (episodischen) Erzählungen verbunden werden können“ (354). Damit erbringt T. den Nachweis, dass die Anekdote „unerwartet eigenständig“ (354) ist. Aufgrund der Anwendung strukturalistischer Methoden von Labov/Waletzky vertritt T. die Meinung, dass ihm der Nachweis gelungen ist, dass auch in den Anekdoten des Valerius Maximus die Mündlichkeit und der *performance*-Charakter wesentliche Merkmale sind. T. erkennt in den Anekdoten „eine alternative Geschichtsschreibung – die nicht Geschichtswissenschaft ist“ (357). Das entscheidende Potential der Anekdote ist für T. „das der Metamorphose in andere Textsorten“ (361). Er vergleicht die kunstvolle Kohäsionstechnik seines Autors mit der Ovids in den Metamorphosen. Wie bei Ovid in den Einzelerzählungen der Metamorphosen die „Anekdotisierung des Mythos (...) ihren Höhepunkt“ erreicht hat (366), so schafft Valerius Maximus „dasselbe Kunststück mit der historischen Überlieferung“ (366).

Nachweislich hat T. sehr viel Energie verwendet, um die Vorgaben der strukturalistischen Methoden umzusetzen. Ob dieser Aufwand allerdings korreliert mit den Resultaten, die er vorgelegt hat, mögen die Leserinnen und Leser beurteilen. Der Rezensent ist skeptisch bzw.

zwiegespalten, ob nicht mit anderen Interpretationsmethoden ähnliche Ergebnisse erzielt worden wären. Auf jeden Fall ist es dem Verfasser gelungen, das Interesse an Valerius Maximus neu zu entfachen. Wünschenswert ist es, dass sich weitere Forscherinnen und Forscher mit dem Werk dieses Autors befassen.

DIETMAR SCHMITZ

*Vallejo, I. (2022): Papyrus. Die Geschichte der Welt in Büchern, Zürich, Diogenes, 752 S., EUR 30,- (ISBN 978-3-2570-7198-6).*

*Laudes IRENESque cano PAPYRIque imprimis*

Irena Vallejo eröffnet ihr Buch mit einem Prolog (13-22). Es folgt der 1. Hauptteil „Griechenland denkt an die Zukunft“ (25-415 in 87 Abschnitten), anschließend „Die Wege Roms“ (419-656 in 48 Abschnitten), ein kurzer Epilog, Danksagung, dann ausführliches „Quellenverzeichnis“ mit sauberer Dokumentation der in den einzelnen Abschnitten verwendeten Literatur und der Textquellen (667-712), für die deutsche Übersetzung hinzugezogene Literatur (713-724), weiterführende Literatur (725-733) und ein Personenregister (735-746).

*Vorbemerkung: Papyrus und ich*

Mein Interesse für Papyrus begann vor 50 Jahren. Als Student hatte man gern einen Papyrus auf der Fensterbank. Aber halt! Es war kein Papyrus, sondern das sehr populäre Zypergras. Echten Papyrus, aus dem man in der Antike den Beschreibstoff herstellte, lernte ich 1973 auf einer Exkursion von Griechisch- und von Archäologiestudenten nach Sizilien kennen. Max Wegner legte großen Wert darauf, uns die zwei Stellen zu zeigen, wo echter Papyrus wächst. Die eine Stelle war die Arethusa in der Altstadt von Syrakus, die man heute noch bestaunen kann, eine Süßwasserquelle